
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 244. Bromberg, den 22. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Das gerade ist es, was Susanne schon seit Tagen denkt. Nun es ihr bestätigt wird, gerät sie ohne Vorsicht in ein hastiges Tempo. „Ohne Frage. Ich wollte mich schon nach etwas Besserem umsehen. Wissen Sie etwas?"

Lüdemann nimmt das übergeschlagene Bein herunter und beugt sich vor. „Ich suche eine Sekretärin. Es muß aber eine unabhängige junge Dame sein, denn sie muß mich auf meinen Reisen begleiten. Ich bin als Generalvertreter meiner amerikanischen Firma viel auf Reisen. Die kleinen Mädelchen, die noch an Mutters Schürzenband hängen, sind für solche Posten ungeeignet."

Susanne nickt. Sie ist schon für diese Stellung gewonnen, aber sie will ihm noch nicht zeigen, wie schnell sie kapituliert hat.

Lüdemann spricht weiter. „Ich muß jedes Jahr viermal nach Holland und nach England, außerdem bereise ich ganz Deutschland. Ich muß eine gebildete Dame bei mir haben, die an Reisen gewöhnt ist und keine Schwierigkeiten darin sieht. Am besten ist es, wenn diese Dame überhaupt keine feste Wohnung hat, sondern auch hier im Hotel wohnt."

„Hotels sind teuer, Herr Lüdemann."

Lüdemann ist klug genug, nicht zu lächeln. „Ich zahle ein entsprechendes Gehalt, Fräulein Vandenberg. Dreihundert Mark. Dazu die Hotelkosten. Und ich wohne nicht in einer Spelunke. — Nun, wie denken Sie darüber?"

Petersens götzenhaft dasitzende Gestalt, die drei tuschelnden, freudlosen Mädchen draußen, die Brandmauer, die alle Sonne einsaugt: auf der anderen Seite Holland und England, ein Hotelzimmer statt dieses Spionagesystems in der Familie, die immer auf den Korridoren herumschleicht, ein Mensch, der Schliff und Weltgewandtheit besitzt, neben ihr —

Sie ist aufgestanden und strafft sich in den Schultern in die Höhe. „Wann würde ich anfangen?"

„Wenn Sie wollen, nächste Woche."

„Und Petersen?"

Lüdemann kann ihr nicht sagen, daß Petersen sie ihm vorige Woche angeboten hat, daß er erleichtert ist, wenn Susanne aus seinem Kontor, in das sie nicht paßt, wieder verschwindet, und daß Lüdemann sogar eine nicht unbeträchtliche Mehrlieferung bei ihm buchen konnte infolge seines Entgegenkommens. Er kann nur sagen: „Ich glaube nicht, daß Petersen Ihnen Schwierigkeiten wegen kurzfristiger Kündigung machen wird. Ich halte es für gut, wenn Sie gleich morgen mit ihm sprechen."

„Also zum ersten Juli. Rufen Sie mich morgen an, Herr Lüdemann. Morgen entscheide ich mich."

Lüdemann hält ihre Hand fest. „Es würde mich freuen, Fräulein Vandenberg. Sie werden kein schlechtes Leben bei mir haben."

Susanne weiß bei diesem Händedruck, daß sie die Stellung angenommen hat. Und Lüdemann weiß es auch. Der Blick seiner blanken Augen, die sie nicht loslassen, mißfällt ihr zwar wieder, und die letzte Bemerkung, die er machte, auch. Aber der Eindruck verwischt sich sofort, als sie allein ist.

Noch fünf Tage in diesem Stall. Sie wirft den Deckel über die Maschine. Dreihundert Mark Gehalt.

„Good bye", Mr. Petersen", flüstert sie, als sie an Petersens Tür vorbeigeht. Sie nimmt zum erstenmal in diesem Hause mit großen Sprüngen die alte, steile Treppe.

9. Kapitel.

Es ist ein heißer Tag im späten August, als Susanne in eine kleine Konditorei in der inneren Stadt tritt. Sie sieht sehr abgespannt aus. Ihr helles, mit Blumen bedrucktes Kleid ist am Halse und an den Manschetten nicht mehrsauber. Ihr Gesicht ist mager und von den Nasenflügeln abwärts zu den beweglichen Mundwinkeln führen zwei fatale Linien.

Sie bestellt eine Tasse Kaffee. In dem halbdunklen Hinterstübchen sitzen Geschäftsleute, die ihr mitgebrachtes Frühstück hier verzehren, junge Kontorangestellte und Verkäufer, die auf zehn Minuten hereinkommen, um einen Kaffee zu trinken, und dazwischen auch vereinzelte Mädchen. Sie haben entweder eine Aktentasche oder einen kleinen Stadtkoffer neben sich stehen.

Susanne sieht trotz der Hitze mit einem Frösteln auf diese Taschen. Sie kennt ihren Inhalt, ohne ihn zu sehen, diese unerwünschten, immer wieder angebotenen Dinge, an denen das Gift der Demütigung klebt: Gasanzünder, eine neue Zahnpasta, Kataloge über einen neuen Staubsauger, manchmal auch Damenwäsche. Wer mit ihnen vor halbgeöffneten Wohnungstüren steht, muß ein verbindliches Lächeln als Maske vor dem Gesicht tragen, das sich meistens lieber zu Wut oder Weinen verzerren möchte . . .

Sie läßt die beiden Zuckerstückchen in den Kaffee fallen, ihre Hände sind feucht und heiß, unappetitlich wie dieses Leben, das aus den abgewetzten Taschen und Köfferchen spricht. So etwas gibt es in der Großstadt, nicht vereinzelt, nein, hundertfach, tausendfach. So etwas geschieht Tag für Tag, Menschen erleben es, die sie bis dahin nicht kannte, deren Existenz ihr so fremd war wie das Leben der Eskimos zum Beispiel. Jetzt kennt sie es. Sie beugt unter seiner Last den hellen, mageren Kopf.

Dann trinkt sie trotzig und gierig. Der Kaffee ist gut, sehr gut . . .

Ihr Tisch, so klein er ist, bleibt nicht lange frei. Ein junger, schmächtiger Mensch grüßt still und setzt sich ohne zu fragen auf den zweiten Stuhl. Er hat keine Butterbrot in der Tasche, nur Zigaretten. Er raucht und blickt durch Susanne hindurch, als sei sie aus Glas. Er kriecht in sich zusammen als schliefe er.

„Wenn ich etwas bequemer säße, würden meine Augen zufallen", denkt Susanne. Draußen ist eine drückende, schwüle Luft. Über der Alster stand ein Gewitter, Sie sah

die blauschwarzen Wolken über der Lombardsbrücke hochwachsen, während sie an der Bank vorbeiging.

Sie muß jedesmal an dem Bankgebäude vorbei, wenn sie zum Ausgabekontor des Stellungsanzeigers geht. Sie sieht nicht hinauf zu den hohen Scheiben, auf denen das Wort Giro in Goldbuchstaben steht, aber sie weiß es, sie fühlt es jedesmal. Es geht noch jedesmal dasselbe rebellische Zerren durch ihre Nerven vor dem Wort Giro, das sie einmal, ein einziges Mal nur, die Treppe hinaufgetrieben hat bis vor die Eingangstür, vor der sie dann mit blutlosen Lippen und mit einem harten Schimpfwort zwischen den Zähnen wieder umgekehrt ist.

Auf dieser Treppe hat sie blitzschnell und fast greifbar ein Bild vor sich abrollen sehen: Frau Vandenberg, die einen Brief öffnet, eine jener dünnen Mitteilungen, wie Banken sie versenden. Sie lächelt dabei überlegen und sieht auf den Kalender. Wie lange hat die Narrheit ihrer Tochter gedauert? Genau zwölf Wochen — oder fünfzehn Wochen: eine kleine Abwechselung für übersättigte Nerven, eine Marotte. Soziales Empfinden ist in Mode. Moden wechseln schnell. Nun wird sie bald in Meran auftauchen. Bis dahin hat sie den Ehekontrakt mit Baron Schenck geschlossen. Susanne ist nicht mehr im Wege. Im Gegenteil, sie freut sich jetzt auf ihre Tochter. Auf merkwürdige Abenteuer verfallen diese jungen Mädchen von heute . . . sie wird sie freundlich empfangen und nicht viel fragen . . .

Dann hat sie das böse Schimpfwort gegen sich selbst herausgestoßen und ist die Treppe in der Bank wieder heruntergegangen. Seit diesem Tage fühlen nur ihre Nerven, ihr Unterbewußtsein, dieses Gebäude, dieses Wort Giro in Goldbuchstaben.

Der junge Mensch erwacht aus seiner Lethargie und zündet sich eine zweite Zigarette an. Das Streichholz schwelt und reizt Susanne zum Husten.

„Entschuldigen Sie!" sagt er mit überraschend angenehmer Stimme.

Susanne betrachtet sein Gesicht. Wie die Fremdheit unter Menschen fortgewischt ist, die keinerlei Geheimnisse voreinander haben. Sie lächelt verloren. Nein, sie hat gewiß kein Geheimnis vor diesem Menschen, es sei denn, das einzige hinter dem Wort Giro. Aber sonst liegt es entblößt vor ihm da, abgerissen, abgetakelt, ziemlich am Ende aller Entschlüsse.

Sie versucht sich aufzurichten, steil und ablehnend dazusitzen. Sie hat noch keine Minute wirklich nachgegeben. Bis auf das eine Mal, wo sie die Bank betrat. Aber auch dieses Canossa wurde im letzten Augenblick vereitelt. Als müsse sie diesem Fremden völlig zeigen, wer sie ist und auf welcher Stufe des Lebens sie steht, zieht sie in fataler Offenbarungssucht den Stellungsanzeiger aus ihrer Handtasche und breitet ihn aus.

Der junge Mensch, der tagsüber Annoncen für eine kleine Zeitschrift sammelt und nachts glühende, abseitige, weltfremde Gedichte schreibt, sieht erschüttert auf ihre feinen Hände, die in dem feuchtbedruckten Papier blättern und in Gedanken nach der schon leeren Kaffeetasse greifen, um sie rasch wieder zurückzustellen.

Susanne fühlt seinen Blick und seine Gedanken, die ausruhen von seinem endlosen Lauf durch diese Stadt, dem Lauf einer immer im Gang zu haltenden Tretmühle, und sich nun auf sie richten.

Sie ist so entsetzlich allein gewesen in diesen letzten Wochen, seit sie Lüdemann mit der Faust zwischen die frechen, blanken Augen geschlagen hat. Auf ihrer Nasenwurzel erscheinen zwei tiefe, böse Striche.

„Warum quälen Sie sich so?" fragt die leise, angenehme Stimme über den Tisch, „es ist vielleicht gar nicht nötig, sich so zu quälen. Alles ist vielleicht viel einfacher. Mir löst sich dieses grauenhafte Rätsel schon lange. Man braucht den Besitz nicht, um den sich alle so quälen. Die Orchidee hinter der Scheibe ist ebenso schön wie die im eigenen Glas, — ach, schöner, ferner, rätselvoller. Meine Hände zittern den Gesang der acht Zylinder nicht mit, aber meine Nerven erkennen ihn, fühlen ihn, wissen mehr von ihm als die desjenigen, der hinter dem Besitz herjagt und das Wunder unter seinen Fingern nicht mehr fühlt. Materielle Werte . . . ach Gott . . . man quält sich so viel umsonst . . ."

Susanne hört die seltsamen Worte, versteht sie kaum, lauscht auf den Tonfall. Diese Stimme muß einem guten Menschen gehören, einem sauberen und guten Menschen. Sie ist sehr hellhörig für den Klang geworden, der aus Menschen tönt. Jetzt zündet er sich die dritte Zigarette an. Er ist so empfindsam, daß er sogar ihren Hunger spürt. „Möchten Sie eine? Gut sind sie allerdings nicht."

Susanne streckt zögernd ihre Hand nach der billigen Zigarette aus. Sie kann von ihm nichts nehmen, er hat ja so wenig. Aber er will es. Sie rauchen beide stumm und mit heftigem Genuß.

Sie hat sich vorgenommen, keine Zigaretten mehr zu kaufen. Aber sie wird es doch wieder tun müssen, denkt sie, während sie den scharfen Rauch in den dämmerigen Raum hinausstößt, es riecht vielleicht weniger nach schlechtem Fett und Zwiebeln in ihrem Zimmer, wenn sie raucht. Das Zimmer, in das sie jetzt gezogen ist, liegt direkt neben der Küche. In dem andern schläft Frau Menzig mit ihren beiden Kindern . . . außerdem sättigt Tabakrauch . . .

Sie erschrickt. Hat sie das eben gedacht oder laut gesagt? Das blasse Gesicht von ihr verrät nichts. „Es ist schrecklich heiß heute." Ihre Stimme klingt auf einmal hell und hochmütig.

„Ja, ja", sagt er begütigend, „es ist ja auch August. Man leidet darunter, wenn man den ganzen Tag auf den Straßen ist."

Also Reisender ist er.

„Was fängt man mit dem Nachmittag an, wenn man arbeitslos ist? Verraten Sie mir das!"

Er erschrickt. „Sind Sie ganz arbeitslos?"

„Ja. Warum wundert Sie das so? Ich suche eine Stellung."

Der junge Mensch hat seine Traumwelt jetzt ganz verlassen. Er sitzt aufmerksam vor ihr, wie ein teilnahmsvoller Bruder. „Haben Sie gute Zeugnisse?"

Nein, gute Zeugnisse hat sie nicht. Er wartet. Da läßt sie die kalte Wehr ihrer Einsamkeit fallen. „In meiner ersten Stellung bestand ich den Probemonat nicht. In der nächsten ging ich freiwillig. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie das mißbilligen. Ich tue es auch. Es hätte sich alles zurechtgezogen, sowohl mit Omar dem Großen wie auch mit Petersen und den giftigen Mädchen. Aber ich hab keine Geduld gehabt. Ich wußte auch nicht, daß es beim Wechseln niemals besser wird. Eigentlich nur schlechter. Als wenn ein Gesetz darin steckte, das ich nicht verstand.

Die dritte Stellung war die lächerlichste. Ein Mensch, der sich Kredit bei seinen Kunden schaffen wollte, indem er mit einer fashionablen Sekretärin auftrat, und dabei durchblicken ließ, daß er sie sich als Freundin leisten könne, — können Sie sich einen solchen Menschen vorstellen? Ja? — Dann haben Sie mehr Phantasie als ich.

Ich schlug ihn ins Gesicht. Dafür kann ich mir kein Zeugnis ausbitten, nicht wahr?

Dann hatte ich genug. Ich versetzte meine Garderobe. Schmuck hatte ich leider nicht. Als meine Wirtsleute es merkten, legten sie mir nah, auszuziehen. Ich habe früher nie verstanden, warum der, der ein bißchen mehr besitzt, den Armeren so sehr verachtet. Jetzt verstehe ich es. Er verachtet ihn nämlich gar nicht. Er fürchtet sich vor ihm. Vor dem Beispiel fürchtet er sich. Er meint, wenn er nur das Elend nicht in seiner Nähe hat, kann es ihn nicht erreichen, nicht auf ihn übergehen. Elend, ein großes Wort. Sie müssen das nicht auf mich beziehen. Darauf kann ich keinen Anspruch erheben. — Also, wie gesagt, ich versetzte. Es war sehr interessant. Ein Dichter könnte sie verwerten, alle diese Dostojewskischen Gestalten, die ich da kennengelernt habe.

Sie können nicht wissen, daß ich davon aber auch gar nichts kannte. Ich habe viel Zeit gebraucht, bis ich das alles begriff. Bis ich überhaupt begriff, daß es Leute gibt, die stundenlang darüber nachgrübeln, wie sie es einrichten, daß sie am nächsten Tag etwas zu essen haben.

Kennen Sie das? Wirklich? —

Nun, ich kannte es nicht. Ich studierte es. Aber ich saß nicht im Auditorium, verstehen Sie, ich saß mitten drin im Unterrichtsmaterial. Und daneben immer die vier dicken Goldbuchstaben „Giro".

(Fortsetzung folgt.)

Vier rote Nelken.

Humoreske von **Ernst v. Wolzogen.**

„Verehrtes Fräulein! — Durch unsere Gartenbauzeitung „Flora“ bin ich in den Besitz Ihrer Anschrift gekommen. Ihr wunderschöner Aufsatz in der letzten Nummer dieses Blattes hat in mir den lebhaften Wunsch erweckt, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie sind weit mehr als eine kenntnisreiche Gartenkünstlerin, Sie sind eine Dichterin von Gottes Gnaden. Ein solch inniges Verhältnis und tiefes Verständnis für die Natur kann nur in einer Menschenseele blühen, die abseits vom großen Haufen ihren einsamen Weg wandelt, in dem sicheren Gefühl, daß es der rechte sei, der Weg zum wahren Glück. Ich m u ß Sie kennen lernen. Auch ich bin ein Einsamer, ein Wegsucher. Aber was könnte ein papierner Gedankenaustausch mir geben? Wenn Sie frei über sich verfügen können, so werden Sie mir eine persönliche Zusammenkunft nicht versagen. Ich besitze ein kleines Rittergut in Pommern, das — selbst in diesen schlechten Zeiten — einigermaßen auskömmlich seinen Mann ernährt, vielleicht auch . . . Am Freitag, dem 12. d. M., treffe ich auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin mit dem Zuge 17 Uhr 32 ein. Sollten Sie es möglich machen können, mich dort zu treffen, so bitte ich um eine Zeile mit Angabe eines Erkennungszeichens. — In aufrichtiger Verehrung — Wolf Gneomar Baron v. d. Mollwitz.“

In ihrem ganzen vierundzwanzigjährigen Leben hatte sich die gute kleine Gerda Müller noch über keinen Brief so gefreut. Er kam wie vom Himmel geflogen und verwandelte ihr armseliges Magdstübchen in der Großgärtnerei in ein Paradies voll Duft und Farbenrausch. Sie weinte vor Glück. Sie hatte nur etliche harmlose Backfischabenteuer hinter sich mit Schülern ihres Vaters, der ein Musikdirektor in kleinbürgerlichen Verhältnissen war; aber seit die Kinderschuhe vertreten, hatte kein Mann sie mehr angeschaut, „ihrer zu begehren“, unscheinbar wie sie war, mager, klein von Gestalt und unerfahren in allen feinen Künsten der Verlockung. Und da stellte sich nun plötzlich einer ein, der vier- bis fünfhundert Kilometer von ihr entfernt seiner Väter Erbe pflegte, ein ganz Seltener, Wertvoller, und brachte ihrem Geiste, ihrer schönen Seele eine Huldigung dar, die ihre Sinne berauschte und ihr Herz wie mit linden Händen auf einen Thron hob.

Am nächsten Morgen schon warf sie einen Brief in den Kasten, in dem sie sich bereit erklärte, zur angegebenen Stunde auf dem Stettiner Bahnhof zu sein. Erkennungszeichen: eine rote Nelke im Knopfloch.

Bedenken gab es für sie nicht. Eines mehrtägigen Urlaubs hatte sie sich versichert, und ihre kleinen Ersparnisse reichten gerade aus, um dritter Klasse nach Berlin zu gelangen. Weiter dachte sie nicht. Wozu auch? Das Glück war da, mochte es auch noch gestaltlos von ihr gaukeln — sie war immer geschickt im Fangen von Schmetterlingen gewesen.

Und am 12. des sonnigen Heumondes war sie schon um 17 Uhr auf dem Stettiner Bahnhof mit der roten Nelke im zweiten Knopfloch ihrer weißen Bluse. Eine halbe Stunde ist eine grausam lange Zeit, wenn einem vor banger Erwartung das Herz im Halse schlägt. Sie lief draußen in der weiten Halle rastlos auf und ab, schaute alle zwei bis drei Minuten nach dem Zifferblatt der großen Uhr und blickte dann wieder am Schienenstrang entlang, auf dem der Zug von Pommern einlaufen sollte. Sie war immer noch unschlüssig, ob sie den Groschen für eine Bahnsteigkarte opfern oder lieber an der Sperre den Erwarteten abfangen sollte, als das Einfahrtssignal hoch ging.

Der Zug lief ein. Türen flogen auf, buntes Volk ergoß sich auf den Bahnsteig. Himmel, wieviele Menschen! Wie den Baron mit der roten Nelke aus dem Gewimmel herausfischen!

Aber da! Aus einem Abteil zweiter Klasse trat ein hochgewachsener, überaus stattlicher Herr in hellem Sommeranzug, den blonden Schädel unbedeckt, auf den Bahnsteig und blickte suchend um sich. Und wahrhaftig: er hatte eine rote Nelke im Knopfloch! Natürlich, das war er, Wolf Gneomar. So und nicht anders mußte er aussehen. — Aber was war das! Gerdas Augen weiteten sich, und der Mund blieb ihr offen stehen.

Eine Dame — nein, eine Person — nein, ein Frauenzimmer, das bisher, den Rücken ihr zugewendet, nahe an der Sperre auf dem Bahnsteig gestanden hatte, segelte auf den Herrn mit der roten Nelke zu, winkte ihm mit der Hand entgegen, und im nächsten Augenblick begrüßten sich die beiden. Und als die Dame — nein, das Frauenzimmer — nein, die Person — sich umwandte, um Seite an Seite mit Wolf Gneomar der Sperre zuzustreben, erkannte die arme kleine Gerda Müller, daß sie mitten vor ihrem gewaltigen Busen eine rote Nelke trug!

Jetzt schritten sie durch die Sperre. Sollte sie sich ihnen in den Weg werfen? Schreien: Ich bin's, i c h bin die rote Nelke!? — Sie mußte sich an der Schranke festklammern, die Kehle wurde ihr trocken, und der Boden schien unter ihren Füßen zu versinken.

Sie kam erst wieder zu sich, als die letzten Reisenden die Sperre durchschritten hatten und der Beamte eben die Schranke schloß. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß man sie angesprochen habe. Richtig: da stand vor ihr ein kleiner Herr und dienerte mit gelüftetem Strohhut. Im zweiten Knopfloch seiner hellblauen Weste glühte wie das Katzenauge eines Fahrrads eine karminrote Nelke. Und der glattrasierte Herr wiederholte in sichtlicher Verlegenheit: „Entschuldigen Sie, meine Dame, sind Sie's vielleicht doch? Ich laufe schon wer weiß wie lange hier herum, und da ist weiter keine Dame mit einer roten Nelke.“

„Mein Gott“, stammelte Gerda, „sind Sie vielleicht der Herr Baron v. d. Mollwitz?“

„Nee, das nu gerade nich'“, feixte der kleine Herr: „Mein Name ich Waldemar Rettich, Koffer und feine Lederwaren, aus Stettin. Entschuldigen Sie freundlichst, da sind Sie wohl auch nicht Fräulein Hulda Puhlmann?“

„Nein, aber ganz und gar nicht!“ erwiderte Gerda mit verzweifeltem Hohn. „Aber jetzt verstehe ich . . . ich kann Sie aufklären. Ihr Fräulein Hulda Puhlmann ist mit dem Baron v. d. Mollwitz davon — und wir haben beide das Nachsehen. Würden Sie so freundlich sein, mich irgendwohin zu führen? Ich kann mich nimmer auf den Füßen halten.“

Waldemar Rettich vermochte einen saftigen Fluch nicht zu unterdrücken. Aber er tat doch, wie er gebeten wurde, und geleitete die versetzte kleine Gärtnerin in ein Kaffeehaus und spendierte ihr einen Kognak und eine Limonade.

Die Aufklärung war naheliegend: Der Baron hatte offenbar die erste sich ihm darbietende rote Nelke für die richtige genommen und war mit ihr abgezogen, ohne sie zunächst um ihren Namen zu fragen. Was nun? Der Irrtum mußte sich doch sehr bald herausstellen. Was tat er dann? Ließ er die Dame einfach laufen und kehrte nach dem Bahnhof zurück? Das war sehr unwahrscheinlich. Aber wie sollte Gerda Müller nun wieder mit ihm zusammenkommen? Ein Berliner Quartier hatte der Baron nicht angegeben. Und sie ebenso wenig. Sie hatte ja auch noch gar keines, war selber erst vor einer Stunde angekommen. Nach seinem Gut zu telegraphieren, hatte keinen Zweck, denn ehe das Telegramm in seine Hände gelangte, konnten mehrere Tage vergehen, und sie hatte ja kein Geld, um ihren Aufenthalt in Berlin zu bestreiten, auch keine Freunde oder Verwandte, bei denen sie einkehren konnte. Dies alles setzte sie dem Herrn Rettich auseinander. Und schließlich auch noch, wie sie zu der seltsamen Bekanntschaft mit ihrem edlen Seelenfreund gekommen sei.

Der Geschäftsmann beäugte das verzweifelte Fräulein mit unverhohlener Mißbilligung. „Nee, aber auch sowas! Wie konnten Sie man bloß! Sie mußten doch für alle Fälle eine Bleibe haben? Na ja, regen Sie sich bloß nicht auf, Fräulein. Ich kann mir schon denken, wie Sie dazu gekommen sind. Der Brief ist Ihnen zu Kopf gestiegen, und da haben Sie einfach für Ihr letztes Geld einen Fahrschein direkt in den Himmel genommen. Und nun sitzen Sie hier, und der Himmel ist Ihnen weit weg gerutscht.“

Gerda nickte trübe lächelnd vor sich hin. Eine ganze Weile saß sie schweigend da und rührte mit dem Strohhalm in ihrer Limonade. Da kam ihr ein Gedanke, und sie wandte sich lebhaft an ihren Ritter: „Aber sagen Sie doch, wie war es denn mit Ihnen? Wissen Sie denn Näheres von Ihrer Dame — außer der roten Nelke? Wissen Sie, wo sie wohnt, wie sie aussieht?“

„Aber selbstredend“, erwiderte der Kofferhändler überlegen schmunzelnd. „Die Sache ist einfach die: ich brauche, habe ich mir gesagt, zur Hebung meines Geschäfts eine

Frau, die nach was aussieht. Eine, welche die Kunden anzieht, verstehn Sie! Eine Verkäuferin mit Pli. Feine Lederwaren gehören zum Luxus. Und da muß die Ladeninhaberin auch nach Luxus aussehen, verstehen Sie? In diesem Sinne habe ich annonciert. Mit Bild selbstredend. Diskretion Ehrensache. Nicht konvenierenden Falles Rücksendung franko garantiert. Die Offerten waren reichlich. Meine Wahl fiel auf die Puhlmann. Blond, üppig, elegant mit Avec." Er malte mit den Händen. Seine Äuglein strahlten in feuchtem Glanz. „Mit dem Geschäftlichen waren wir schon soweit im Reinen . . .

Was ich jetzt zu tun habe, weiß ich. — Ober — zahlen! — Ich fahre einfach nach der Wohnung von Fräulein Puhlmann und warte dort, bis sie nach Hause findet. Wenn ich nur wüßte, was mit Ihnen werden soll!"

„Das weiß ich jetzt", sagte Gerda, und ihre sanften blauen Augen blitzten den kleinen Herrn energisch an. „Ich begleite Sie, und wir warten zusammen. Wenn dann das Fräulein Puhlmann mit dem Baron heimkehrt . . ."

„Was, mit dem Baron?" fuhr Herr Rettich laut auf.

„Beruhigen Sie sich nur, Herr Rettich. Ich meine, es wäre ja immerhin möglich, da die Dame doch sehr was Anziehendes für Herren hat, wie Sie selber sagen. Aber auch gesetzt den Fall, sie kommt allein zurück; der Baron wird ihr doch vielleicht gesagt haben, wo er hier absteigt. Sie werden doch ebenso wie wir beide über das Mißverständnis gesprochen haben und einander benachrichtigen wollen, wie die Sache ausgegangen ist."

„Also schön. Wenn Sie meinen — mir ist es recht."

Und sie fuhren zusammen in die Elsässerstraße, wo Fräulein Puhlmann irgendwo im dritten Stockwerk in Untermiete wohnte. Die schöne Dame war noch nicht heimgekehrt. Sie mußten lange warten. Der Abend dämmerte bereits herein, als sie endlich erschien, und zwar — in Begleitung des Herrn Barons!

Gruppe mit Rotlicht. Äußerst verlegene Vorstellung. Der Baron meinte schließlich: „Der Grundfehler, den wir alle begangen haben, war doch wohl nur der, daß wir eine rote Nelke als Erkennungszeichen wählten. Mein Gott, um diese Jahreszeit . . ."

„Steckt sich jeder Esel eine rote Nelke hinters Ohr", ergänzte der Koffermann schlagfertig.

Der Baron lächelte gezwungen: „Allerdings. Sie sehen mich untröstlich, mein gnädiges Fräulein. Ich — äh — ich bin auch nur der Einladung des Fräuleins hierher gefolgt, weil wir als sicher annahmen, daß wir Sie, mein verehrter Herr . . . hier treffen und dadurch Gelegenheit finden würden, den peinlichen Irrtum aufzuklären. Daß ich auch Sie, Fräulein Müller, hier noch kennen lernte, konnte ich allerdings nicht vermuten, aber das ist ja nun um so besser. Sie gestatten . . ."

Man verabschiedete sich hastig. Gerda dankte ihrem kleinen Ritter mit herzlichen Worten, während des üppigen Fräulein Puhlmanns unterstrichene Augen Vergleiche zwischen den beiden Nelkenkavalieren anstellten, die schwerlich zugunsten des Koffer- und Ledermannes ausfielen.



Bunte Chronik



*** Die Kleidung der weiblichen Abgeordneten.** Nach langwierigen und ernsten Überlegungen wurde in England ein Beschluß in bezug auf die Hüte, die die weiblichen Abgeordneten im englischen Parlament zu tragen haben, gefaßt. Wie bekannt, gehört der hohe Zylinder sozusagen zur Uniform der männlichen Mitglieder des englischen Parlaments. Man konnte aber von den Damen kaum verlangen, daß sie sich eine solch monströse Kopfbedeckung aufsetzten. Es wurde deswegen die Frage gestellt, ob man den weiblichen Abgeordneten irgendeine andere Kopfbedeckung aufzwingen, oder ob man es ihrem freien Bemessen überlassen sollte, im Hut oder sogar ohne Hut auf den Bänken des Unterhauses Platz zu nehmen. Das Prinzip der freien Wahl hat gesiegt, und die Damen sitzen im englischen Parlament in beliebigen Hüten oder tragen ihre ondulierten Locken zur Schau. Eine ähnliche Frage auf dem Gebiete der Kleidung der weiblichen Abgeordneten entstand vor kurzem in den Vereinigten Staaten. Eine Abgeordnete im Repräsentantenhaus des Staates Massachusetts erschien eines Tages zur Sitzung in einfacher Arbeitskleidung. Ein gewöhnlicher Arbeitsrock aus billigem Satin verhüllte ihre elegante Nachmittagstoilette. Die mutige Frau Edith Rogers, die als erste Abgeordnete diese simple Mode einführte, erklärte, daß das Repräsentantenhaus für sie keine Stätte des gesellschaftlichen Verkehrs, sondern eine Arbeitsstätte sei, und für eine solche eignete sich der gewöhnliche Arbeitsrock am besten. Die Bestürzung der ersten Tage wich einer Anerkennung, und nach einiger Zeit ist es im Staate Massachusetts zu einem ungeschriebenen Gesetz geworden, daß die weiblichen Abgeordneten im Staatsparlament im Arbeitsrock zu erscheinen haben. Frau Rogers ist stolz darauf, ihren praktischen Gedanken durchgesetzt zu haben.

*

*** Ein Dorf wird von Krokodilen überfallen.** Am Mandangfluß auf Sumatra liegt die kleine Ortschaft Siak, die schon von jeher unter den im Flusse in großer Zahl hausenden Krokodilen zu leiden hatte. Mehrfach waren Dorfbewohner von den blutgierigen und immer frecher werdenden Reptilen getötet worden; diese legten schließlich alle Scheu ab und drangen kürzlich in solcher Menge in das Dorf ein, daß dessen Bewohnern nichts übrig blieb, als zu flüchten. Mehrere Personen wurden auf offener Straße von den gefräßigen Tieren angefallen, einige sogar in ihren Häusern zerfleischt und tödlich verwundet. Die Eingeborenen waren den Krokodilen gegenüber einfach machtlos; erst als man aus Palembang eine starke Truppenabteilung nach Siak schickte, die den Kampf gegen die Eindringlinge mit bestem Erfolg aufnahm, konnten die geängstigten Dorfbewohner wieder in ihre Hütten zurückkehren. — Wenn auch Überfälle einzelner Krokodile auf Menschen, die sich dem am Flußufer auf Beute wartenden Tieren unvorsichtig nähern, keineswegs selten sind, so ist ein Massenangriff wie der vorstehende doch noch nie erlebt worden.

*

*** Götzenfund in Mexiko.** Von einem indischen Archäologen Pandurang Khankloje ist in der Nähe der Stadt Mexiko ein Götzenbild ausgegraben worden, das mit seinen Riesenmaßen das größte in Amerika gefundene Steindenkmal aus alter Zeit ist. Es ist 33 Fuß hoch, hat einen Durchmesser von 20 Fuß und stammt vermutlich aus der Zeit der Azteken. Die riesengroße Steinfigur, phantastisch ausgehauen, verkörpert die Gottheit des Wassers, Chalcutlique genannt. Man kann heute noch Spuren grüner Farbe erkennen, mit denen der Kopf verziert war. Vorläufig muß das Denkmal noch in der tiefen Höhle liegen bleiben, in der man es gefunden hat. Es muß ein besonderer Aufzug gebaut werden, um es ans Tageslicht heraufziehen zu können.

*

*** 40 Jahre freiwillig im Bett verbracht.** Mancher Langschläfer, der morgens bloß mit Mühe aus seinem Bett kriecht, wird die vor einiger Zeit in Cedar Rapids im Staate Iowa im Alter von 75 Jahren verstorbene Frau Marie Wickham beneiden. Denn diese Frau verbrachte die letzten vierzig Jahre ihres Lebens im Bett, aber nicht, weil sie dazu durch Krankheit gezwungen war, sondern ganz freiwillig, und zwar auf Grund einer im Jahre 1890 geschlossenen Wette. Frau Wickham hat also die Wette glanzvoll gewonnen. Aber unwillkürlich fragt man sich doch kopfschüttelnd, welches Vergnügen oder welchen Vorteil sie von der Wette gehabt hat. Allerdings scheint langes Verweilen im Bett lange Lebensdauer zu verbürgen. Dafür spricht auch die Geschichte der beiden Schwestern des berühmten französischen Feinschmeckers und Philosophen des Geschmacks, Brillat-Savarin. Sie lebten beinahe immer im Bett. Nur einmal jährlich, wenn ihr Bruder zu Besuch kam, standen sie für einige Tage auf, um ein bißchen Ordnung in ihren Haushalt zu bringen. Wenn der Gast sich empfahl, dann hieß es stets: „Auf Wiedersehen, übers Jahr, Adolf! Wir gehen jetzt wieder zu Bett!" Diese Lebensweise war den beiden Damen sehr zuträglich, denn die eine erreichte ein Alter von 99 Jahren, und die andere war nur ein paar Jahre jünger, als sie starb.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.